

# Die Zeitungs Welt

Nr. 7

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

5.  
Greifeneder kam jetzt sehr oft, meist, wie er sagte, im Vorbeigehen auf ein paar Minuten, aus denen aber halbe und ganze Stunden wurden, die er in Nesis Gesellschaft verplauderte. Ueber Frau Wendels müde und versorgte Züge flog, wenn Greifeneder da war, ein Lächeln der Erleichterung, und Herr Wendel war in seinem Element, wenn er des jungen Mannes habhaft werden konnte, der den politischen Theorien des ehrgeizigen Greislers mit bewundernswerter Geduld zuhörte. Und Nesi strahlte, wenn Greifeneder ihr in seiner lustigen, übermüthigen Weise süße Schmeicheleien ins Ohr flüsterte und dazu ein so vergnügtes Gesicht machte, daß ihr selbst vor lauter Lachen die Röthe in die Wangen schoß und die Tränen in die Augen kamen.

Doch wenn Binder mit seiner griesgrämigen Miene nach Hause kam und mit kühlem Gruß an ihr vorbeiging, erwachte sie aus ihrem kurzen Freudenrausch und mußte wieder an den armen jungen Menschen denken. . . . Er war so unglücklich, der Bedauernswerte! . . .

Sie machte sich dann Vorwürfe, daß sie so lustig war, während ihn die Sorgen drückten. Freilich war er auch ein sonderbarer, unbegreiflicher Mensch, der kein Mitleid verdiente, dachte sie wie zur Entschuldigung. Er kümmerte sich lange nicht so viel um sie, wie sie um ihn. Nichts, aber gar nichts machte er sich daraus, die Wiener Stadt zu verlassen und in die Fremde zu gehen. Im Gegentheil, er freute sich darauf, er hatte es ja schon lange vor. . . .

Voll Kerger sah sie, daß er gar keine Anstalten machte, eine andere Stellung zu erlangen. Täglich erkundigte sie sich bei ihm, ob er schon etwas gefunden hätte, es wäre doch schön, wenn er hier bliebe. Allen im Hause würde ja etwas abgehen, wenn sie die Frozzeleien des Herrn Binder nicht mehr hörten. — Ach was, sagte er dann mit verbissenem Trost, es

lasse ihm gar nicht ein, sich um einen Posten umzusehen. Er wäre schon froh, wenn er diesem elenden Wien den Rücken kehren könnte.

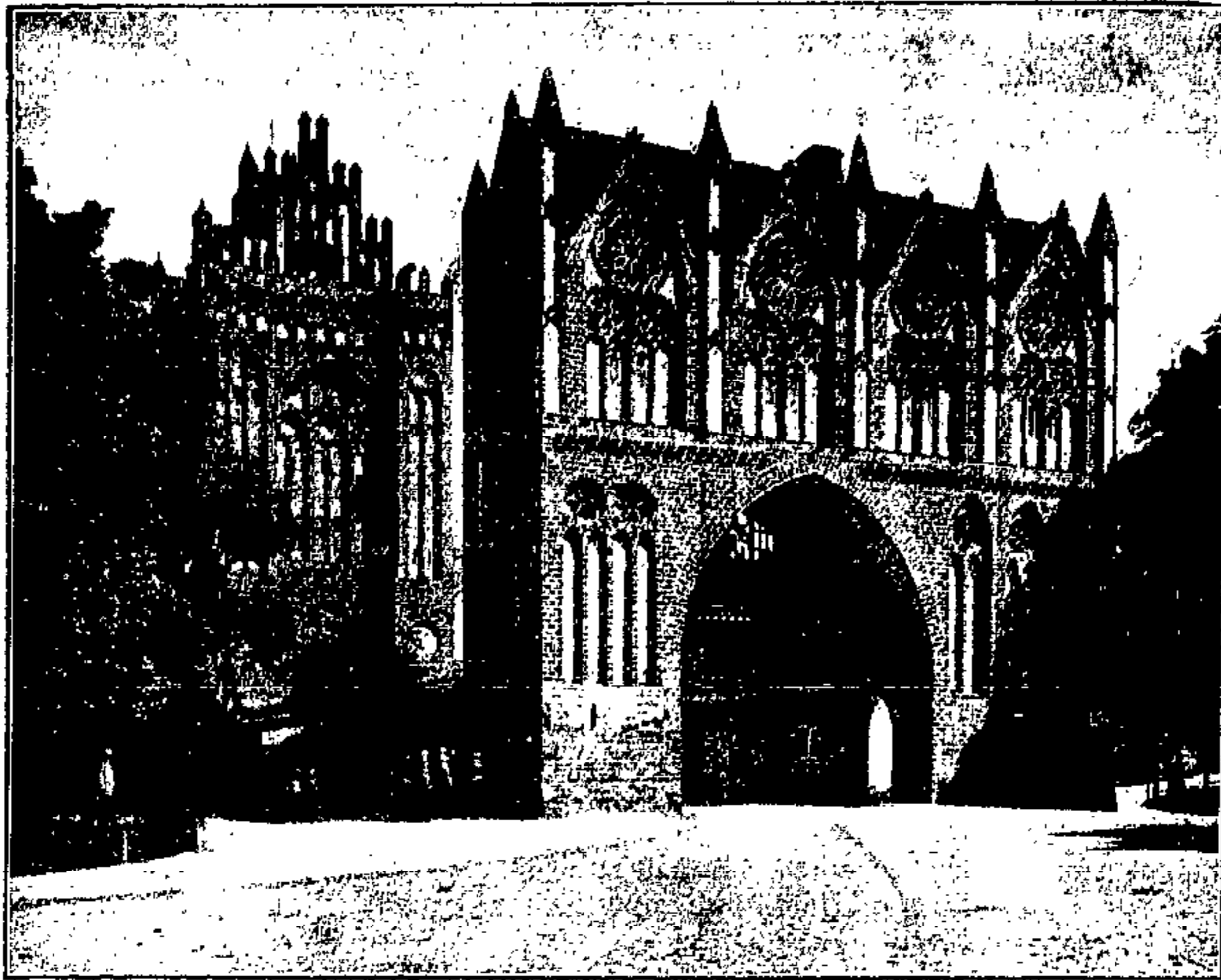
In der That bemühte sich aber Binder, so viel er konnte, eine passende Stellung zu erlangen. Das gleichgültige, trostlose Wesen trug er nur in Nesis Gesellschaft zur Schau. Wenn er sie erblickte, kam es ganz plötzlich über ihn; dann mußte er unwillkürlich eine stolze, spöttische Miene ansetzen, dann reizte es ihn immer, ihre

Ueberfüllungen und am allermeisten von den Wetteransichten.

Nur eines triebte ihre Freude. Sie hatte sofort, als man übereingekommen war, am Sonntag hinauszuwandern, Herrn Binder aufgefordert, mit an der Partie teilzunehmen, und er hatte anfangs, wie es schien, voll Freude zugehört, doch schon am nächsten Tage, als er im Laden sein Nachtmahl holte, erklärte, daß er nicht mitkommen könne. Er müsse noch seine Sachen in Ordnung bringen, das Werkzeug und die Modelle von den Erfindungen, und dazu könne er nur den einzigen Sonntag, den er noch übrig habe, verwenden. Es gehe durchaus nicht, und er wünsche Fräulein Nesi gute Unterhaltung, fügte er mit süßsaurer Miene hinzu, in einem Tone — so kam es Nesi vor — wie ihn nur er traf, so recht danach, um einen ärgern und ihm die Freude zu verderben.

Gut gelaunt war Binder an diesem Abend nach Hause gekommen, voll Freude über Nesis Aufforderung. Den ganzen Tag hatte er an den nächsten Sonntag gedacht und sich's ausgemalt, was er da mit Nesi sprechen würde. In seinem Herzen war wieder heller Sonnenschein und rosig schimmerte die Zukunft. . . . Ein Posten war ihm in Aussicht gestellt — das Glück lief ihm heute nach und überhäufte ihn mit seinen Gaben.

Ihm war so wohl, wie er's schon lange Zeit nicht empfunden hatte. Alles freute ihn, alles erfüllte ihn mit heiterem Behagen. . . . Alles konnte noch gut werden. . . . Oben der Himmel so tiefblau wie noch nie, so schön und klar, das glänzende Gold der Sonne wie die Pracht eines Festes, der warme, kosende Schmeichelhauch der Luft — so herrlich war noch kein Waidtag in seinem ganzen Leben gewesen. . . . Die Menschen, denen er begegnete, hatten alle frohe, zufriedene Gesichter — alles atmete Glück und Wohlbehagen, und das Leben war so schön. . . .



Das Treptower Tor in Neubrandenburg.

teilnahmvollem Fragen so recht höhnisch zu beantworten, um ihr zu zeigen, wie wenig er sich daraus machte, von Wien fortzugehen. Und je mehr er zu bemerken glaubte, daß es ihm nicht gelang, sie zu ärgern, desto bissiger wurde er.

Für den nächsten Sonntag war ein Ausflug in den Wiener Wald beabsichtigt. Greifeneder hatte den Vorschlag gemacht und bei allen freudigen Zustimmung gefunden. Nesi, die wie jedes Wiener Kind solche Landpartien liebte, kostete schon in Gedanken alle Genüsse durch, die ihr bevorstanden. Sie sprach jetzt von nichts anderem als von der Stadtbahn, von Lokalzügen,

Und nun kam er, ein lustiges Lied pfeifend, nach Hause, mit diesem übersehämenden Glücksgefühl im Herzen, wie ein halbwichziger Zunge, der den ersten Liebeskuß gekostet hat, und sah, wie Greifeneder, die Arme breit aufs Fensterbrett gelegt, mit Nessi schäkerte und sie die süßlichen Medensarten dieses Menschen mit Wohlgefallen anhörte, ihm sogar kokette, leuchtende Blicke zuwarf. . . . So war sie in seiner Gesellschaft nie gewesen. Die beiden taten sehr vertraulich. Greifeneder tätschelte Nessis Hand. . . . Dieser zudringliche Mensch, wie der es verstand, sich bei Frauenzimmern einzuschmeicheln! . . . Und sie, sie gab ihm einen Klaps auf den Arm und lachte dazu. Keine Spur von Enttäuschung. Sie ließ sich's sogar ganz gern gefallen.

Vorbei war's mit der Glücksstimmung. Wie eine schwere Last legte sich's ihm auf die Brust. Die Welt und das Leben waren plötzlich öd und freudlos geworden. Die Arbeit, die er in seiner Kammer vornahm, schien ihm keinen Zweck zu haben. Seine Gedanken weikten anderswo. Nachdem er lange hin und her überlegt hatte, kam er zur Ueberzeugung, daß es am besten sei, rasch ein Ende zu machen und sich nicht immer wieder diesen rührseligen Stimmungen hinzugeben. Lieber ein krankes Glied rasch entschlossen wegschneiden, als den ganzen Organismus zugrunde gehen lassen. Nun stand es für ihn fest. Nächste Woche ging er und suchte anderswo Gelegenheit, nur seiner Arbeit zu leben. Hier rief er sich ja allmählich auf.

Nessi ärgerte sich über Vinders Absage. Sie war überzeugt, daß er sich nur deshalb anders besonnen hatte, weil er gar kein Interesse daran hatte, sich mit ihr zu unterhalten. Sie wußte es ja schon lange, daß sie ihm gleichgültig war. Greifeneder war froh, als er davon hörte. Die Aussicht, den ganzen Nachmittag Nessis Gesellschaft mit dem griesgrämigen Patron teilen zu müssen, hatte ihn sofort unangenehm berührt, aber gegen Nessis Wunsch hatte er nicht ankämpfen können, wenn sich auch die Eifersucht in ihm geregt hatte. Nun war er diese Sorge auf die einfachste Weise los. . . .

Endlich kam der mit Ungeduld erwartete Sonntag. Schon in aller Frühe guckte Nessi durch's Küchenfenster ins Freie; um nach dem Wetter zu sehen. Ueber dem Hause stand die Sonne, noch im Kampf mit den Morgennebeln. In der Luft lag es wie ein zarter Schleier, durch den die Sonnenstrahlen hindurchglitzerten. Der kalte Hauch des Morgentaus wehte aus dem Gärtchen herüber. . . . Langsam wichen die Nebel, hellglänzend brach die Sonne hervor und spiegelte sich in den Fenstern des Gartenhäuschens. . . . Nun kam ein Stück blauen, klaren Himmels zum Vorschein, hell und wolkenlos.

Nessi war zufrieden. Ein solcher Morgen versprach einen schönen Tag. Rasch sandte sie noch einen Blick hinüber nach Vinders Fenster. . . . Der schien noch zu schlafen. . . . Schade, daß er nicht mitkam! . . . Ein Schatten trübte ihr Gesicht. Doch im nächsten Augenblick hellte es sich wieder auf. Die Erwartung des bevorstehenden Genusses schenkte alle unangenehmen Gedanken hinweg.

Sie war gar nicht bei der Sache, als sie die gewohnte Morgenarbeit machte und dann im Laden bediente. Erleichtert atmete sie auf, als die Sperrstunde kam. Nun ging es ans Ankleiden, das sie mit großer Sorgfalt vornahm. Von dem halbblinden Spiegelchen, das über ihrem Bett hing, konnte sie sich gar nicht trennen. Sie nahm es von der Wand herunter und besah sich darin von allen Seiten. Die Ueberfülle der blonden, weichen Haare flutete ihr zwischen den Händen hervor, und sie bemühte sich heute lange, sie kunstvoll zu ordnen. Als sie endlich fertig war, fand sie, daß sie ganz verändert aussah und sich doch lieber die gewöhnliche Frisur stecken sollte. Rasch wand sie mit geschickten Händen die dicken Flechten um den Kopf, schob da und

dort mit sicherem Griff eine Nadel hinein, drückte und modelte an dem gelungenen Werk und besah sich mit zufriedenen Lächeln im Spiegel. Nun schlüpfte sie vorsichtig in den Rock, den sie dabei mit beiden Händen weit ausgebreitet hielt, zog die Bluse an und nestelte sie zusammen. . . .

Die Mutter rief zum Essen. Nessi, die sich sonst eines gesunden Appetits erfreute und ordentlich einhieb, war heute wie ein bleichsichtiges Mädchen aus „gutem Hause“ und ließ den Teller fast unberührt stehen. Und schon war sie wieder vor dem Spiegel, zupfte und glättete an ihrer Toilette herum; strich einige widerspenstige Haare zurecht. Dann ging sie ans Fenster und blickte in den Hof hinaus.

Nichtig, drüben saß Vinder in seiner Kammer und hämmerte und feilte an seinen Modellen, ganz vertieft in die Arbeit. Nicht ein einziges Mal sah er auf, obwohl er sie ganz gewiß bemerkt haben mußte. . . . Sie biß sich auf die Lippe vor Aerger, das Blut schoß ihr in die Wangen. . . . Nein, es verlohnte sich wirklich nicht der Mühe, dachte sie mühsam und voll Bohn, es war geradezu unsinnig, an dem unfreundlichen Menschen solchen Anteil zu nehmen. Unwillig ging sie vom Fenster weg.

Die Eltern hatten inzwischen ihre Staatskleidung angelegt. Der Vater trug seinen schwarzen Feiertagsrock mit dem silbernen Verdienstkreuz, das er als Soldat erhalten hatte, Zylinder und einen mächtigen baumwollenen Familienregenschirm in der Hand, die Mutter ein von Nessi noch während ihrer Lehrzeit angefertigtes und mehr als bequem sitzendes Kleid und einen schwarzen Bindhut mit einem langschwabigen Vogelkopf als Bierat. Diese Stropfbedeckung gehörte als Inventarstück zur Familie und diente Frau Wendel seit ihrer Verheiratung für die Sonntagsausgänge, nur daß sie vor zehn Jahren noch ohne Wandel Verwendung gefunden hatte. Ueber die Hände zog sie ein paar graue Halbhandschuhe, dann nahm sie noch ihren alt ehrwürdigen schwarzen Regenschirm, der auch gegen die Sonne gut war, wie sie sagte, und überdies konnte man ja nicht wissen, ob man nicht auf freiem Felde, wo man nunmöglich rasch in ein Haus treten konnte, von einem plötzlichen Regen überrascht würde.

Nessi setzte einen koketten, kleinen Strohhut mit durchgesteckter weißer Feder auf, die Gesellschaft schickte sich nun an, zur nahen Stadtbahnstation zu gehen. Die Mutter erwog die Frage, ob viele Leute auf dem Bahnhof sein würden, an Sonntagen fahre ja heutzutage schon „ein jeder Schuster“ aufs Land, sagte sie voll Selbstgefühl. Herr Wendel erklärte mit wichtiger Miene, das komme davon, daß man heute viel zu vergnügnungssüchtig sei und nicht arbeiten wolle. Jeder Lehrbub möchte schon ein großer Herr sein und auf der Eisenbahn fahren.

Nessi mahnte zum Aufbruch. Es sei die höchste Zeit. Um ein Uhr sollten sie mit Herrn Greifeneder auf der Stadtbahnstation zusammenkommen. Man dürfe ihn doch nicht warten lassen. Da wurde die zur Küche führende Tür geöffnet, und zum Erstaunen aller stand Greifeneder im Zimmer. Es sei noch zu früh gewesen, um auf den Bahnhof zu gehen, sagte er wie zur Entschuldigung, und da habe er geplatzt, die Herrschaften würden nichts dagegen haben, wenn er sie abhole. Er störe doch nicht?

„Gar ka Ned net!“ erwiderte Wendel, eifrig bemüht, recht freundlich dreinzusehen. Frau Wendel, die ebenfalls heitere Miene annahm, wie es sich bei der Ankunft eines so schätzbaren Gastes gezieme, verwahrte sich ganz entschieden gegen die Zumutung, daß er stören könnte, und Nessi gab ihm durch ein lebenswürdiges Lächeln und einen leuchtenden Blick zu verstehen, wie unbegründet seine Befürchtung war.

Er hatte sich für den Ausflug sehr elegant gemacht und trug einen englischen Lodenanzug

mit Kniehosen, Wadenstüben und gelben Schnürschuhen, buntes Hemd mit blendend weißem Stragen, eine rote Seidenkravatte und einen flaumig weichen, grünen Plüschhut mit einer festen Auerhahnfeder. Zwischen Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand hielt er zierlich eine angebrannte Virginiazigarre.

Unter vielen Komplimentierungen setzte man sich in Bewegung. Greifeneder wollte es durchaus nicht dulden, daß man ihm den Vortritt überließ. „Erst die Damen!“ sagte er mit verbindlichem Lächeln. Sämtliche Hausbewohner standen im Flur und waren Zeugen, wie die Wendelfamilie in Gesellschaft des eleganten Herrn ausrückte. Fanni wünschte mit senfzender Stimme gute Unterhaltung, Frau Thomas versicherte sachkundig, daß das Wetter aushalten werde oder möglicherweise kämen doch noch „einige Sprüher“. Frau Wondraschel schickte Nessi, die neben Greifeneder ging, neidische Blicke nach und bemerkte mit vielsagendem, malitösem Lächeln zu Frau Thomas, „solche“ Eroberungen könne ein Mädchen bald machen. Nessi ging glückselig an den Weibern vorbei und rief jeder einzelnen ein freundliches Grußwort zu.

In der Stadtbahnstation besorgte Greifeneder die Karten. Zweiter Klasse, wie Frau Wendel mit Entsetzen bemerkte. Sie rechnete schon im Geiste aus, was für eine ungeheure Summe das kosten würde, und verwünschte die Bereitwilligkeit, mit der sie darauf eingegangen war, diesen Ausflug zu machen. . . . Natürlich, so ein feiner Herr hatte keine Ahnung, wie schwer ein Greifener in der Mollardgasse sein Geld verdiente, noch dazu, wenn er schräg gegenüber einen Konkurrenten sitzen hatte. Mit sorgenvollem Gesicht starrte sie auf die grünen Fahrkarte in Greifeneders Hand. Als er aber auf ihre schüchterne Frage, warum denn zweite Klasse, die doch das doppelte Geld koste, mit höflicher Miene erwiderte, das spiele bei ihm keine Rolle, wenn er so liebe Gäste habe, atmete Frau Wendel erleichtert auf.

Von weitem hörte man das Schnaufen und Fauchen des heranrollenden Zuges. Frau Wendel mahnte die Gesellschaft mit heftiger Ungeduld, doch beizeiten dort Aufstellung zu nehmen, wo, wie eine große Tafel anzeigte, die zweite Klasse hielt. „Wir fahren ja zweite Klasse!“ sagte sie laut, „hier bleiben nur Dritte-Klasse-Wägen stehen!“ Mit vieler Mühe und einigen energischen „Pardon! - Entschuldigen schon!“ wand man sich auf dem langen, schmalen Perron bis zur gewünschten Stelle durch. Gerade wollte der geschäftige, ganz von Aufmerksamkeit für Nessi erfüllte Greifeneder einen Herrn, der ihm und dem nachkommenden Mädchen den Weg versperrte, mit seinem gutmütigen „Erlauben schon! Sind S' so freundlich!“ beiseite schieben, als der über die etwas unsanft ausgefallene Verührung ärgerlich gestimmte Fremde sich rasch umkehrte und sichtlich einen unwilligen Fluch, der ihm auf der Zunge lag, unterdrückend in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Ah, da ichan her, der Greifeneder!“ rief er überrascht. „Sehr gut! Grad hab ich Ihnen ordentlich meine Meinung sagen wollen, daß S' mich so ang'stoßen haben.“

Nach Greifeneder lachte auf, aber ein wenig gezwungen. „Jessas, Herr von Stoll!“ sagte er mit freundlich verlegener Miene, „wie steht denn das werke Befinden? . . . Nach hinaus ins Freie? . . . Habe die Ehre, meine Hochachtung! Der Zug is da! Ich schau, daß ich an Platz frieg. . . . Heut geht's ja zu! . . . Diese Menschheit! . . . Einsteigen, einsteigen, Fräul'n Nessi! Einsteigen, meine Herrschaften, Fräul'n Nessi, da, hier, bitte! . . . Diener, Herr von Stoll, Diener! War mir ein besonderes Vergnügen!“

Der Zug war gerade herangebraust. Ungeduldig erwartete ihn eine dicke, drängende und schiebende Menschenmenge, die jetzt di-

Trittbretter der Waggon belagert hielt und die aufwärts führenden Treppen wie im Sturm zu erobern suchte. Greifeneder hatte sich mit einem raschen Satz auf die Plattform geschwungen und mit einer Hand Keil heranziehen versucht, die andere stolz zum Abschied gereicht.

Das Wendelsche Ehepaar machte sich's auf den angewohnten schwarzedernen Siben recht bequem. Frau Wendel konnte aber ein solches Gefühl der Besaugenheit nicht unterdrücken, das sie angesichts der eleganten Ausstattung und der feinen Gesellschaft beschlich. Ihre Wangen glühten, und sie blickte verlegen um sich, als hätte sie jeden einzelnen wegen ihrer Anwesenheit in diesem Coupé um Entschuldigung bitten wollen.

Der Zug hatte sich noch nicht in Bewegung gesetzt. Fortwährend stiegen Leute ein, und draußen auf dem Perron drängte sich die Menge vor den Wagen. Hastig und aufgeregelt liessen die Kundknechte längs des Zuges, mit schwebenden, rotglühenden Gesichtern und ärgerlichen Mienen, und forderten mit lauter Stimme die Leute an, zurückzutreten, es komme bald ein zweiter Zug. Erregte Zurufe, das übliche Demonstrieren, treffende Momentworte, ein Pfiff, ein Ruck, ein lautes Gezisch — und der Zug begann langsam davonzudampfen. . . .

Da wurde die Schublade geöffnet, und zu Greifeneders unliebsamer Ueberraschung kam stolz ins Coupé, mit seinem würdevollen, gemessenen, langsamen Schritt. Er bemerkte sofort Greifeneder und ging auf die Gesellschaft zu. Greifeneder erhob sich ehrerbietig und diente mit geschellter Freude. In Wirklichkeit wünschte er den lästigen Zuwachs zu allen Zeiten, als er bemerkte, mit welchen listernen Blicken der Mann seine hübsche Nachbarin musterte.

Ehe er sich aber noch recht überlegen konnte, ob er die Vorstellung doch unterlassen sollte oder nicht, hatte Kolb in Herrn Wendel einen „werten Gesinnungsgenossen“ erkannt, mit dem er schon oft in Versammlungen gesprochen hatte. Wendel schloß sich durch die Begrüßung des Herrn Gemeinderates sehr geehrt, hatte doch ihre Bekanntschaft bisher bloß darin bestanden, daß der allezeit sich gern wichtig machende Greißler bei der letzten Wahl eifrig für Kolb agitirt hatte. Er stellte nun seine Frau und Tochter vor, und Kolb freute sich, die „werte Familie“ kennen zu lernen.

Man kam bald ins Gespräch, das Wendel in kurzer Zeit auf die Politik zu lenken wußte; denn es war ihm bekannt, daß Kolb einen großen Einfluß besaß. Er wollte daher von diesem Manne seine Fähigkeiten in ihrer ganzen Größe entfalten. Kolb nickte zustimmend zu allen mit würdevollem Ernst vorgebrachten Ausführungen Wendels, hörte aber gar nicht zu, sondern bemühte sich, mit Keil zu kokettieren. Doch zu seinem Leidwesen hatte Greifeneder das Mädchen derart mit Beschlag belegt, daß es gar nicht möglich war, auch nur einen einzigen Blick von ihr zu erhaschen.

Der Zug hatte unterdessen seine steinernen Einfassungsmauern verlassen und fuhr jetzt durch das offene Wiental an Wiesen und bewaldeten Hügeln vorbei. Niedliche Willen tauchten auf und verschwanden, in seinem schmalen, sandigen Bett kroch das spärliche Wässerchen des Wienflusses seinem Ziele entgegen. In Burkersdorf erhob sich Kolb und nahm Abschied. Er machte bei Holzmanns einen Besuch.

„Jezzas, da sollt ich auch amal hinaus!“ rief Greifeneder schuldbehaftet. „No richten Z', bitt schön, eine Empfehlung von mir aus, Herr von Kolb, ich komm bald. Ich laß den Ediontel grüßen, Handkuß an die Frau Tant!“

„Von mir auch an Handkuß an die gnä Frau!“ fügte Keil hinzu, „und auch von mir unbekannterweis!“ jagte Frau Wendel, während

der Greißler sich würdevoll erhob, den Zylinder zog und eine Verbeugung machte. Er wußte, daß alle die Herren sich so benahmen, die zufolge ihrer Stellung auf sich etwas hielten.

Nun wurde das Tal enger. Zu beiden Seiten des Bahndammes leuchtete das zarte, frische Grün der Laubwälder, das die Hügel bedeckte, in der jungen Pracht des Frühlings und im warmen Glanz der Sonnenstrahlen. Leppige Wiesen unterbrachen stellenweise den dichten Waldbestand, hohes, saftiges Gras und farbige, langstielige Feldblumen nickten im Wind, hier und da schimmerte der Kalkanstrich eines Häuschens, und tief unten zog sich die graue, staubige Landstraße hin.

Dann erweiterte sich plötzlich der Wienfluß zu einem großen, stutenden Teich am Fuße einer mäßigen Erhebung, die von oben bis hinunter in dichtes Laub gekleidet war und auf ihrer Spitze ein freundlich gelegenes Häuschen trug, von dem man eine hübsche Aussicht auf das ruhig fließende Wasser haben mochte, wie es sanft plätschernd den Fuß des Bergleins belebte. Auf dem schmalen Wege, der sich zwischen Wald und Teich hinzog, sah man ganze Trupps von Menschen im Gänsemarsch dahinschreiten und dann im Dunkel des Gehölzes verschwinden.

Der Zug rollte weiter, an einer dichtgedrängten Villenkolonie vorbei, die rechter Hand stolz und vornehm auf einem Bergabhäng lehnte. Hochragende Wasserpumpwerke blühten selbstbewußt aus den Gärten hervor, in deren dunkles Grün die in bunten Farben schillernden, silberglänzenden Häuschen gebettet waren. Dann ein massiger, imposanter Bau, hoch oben auf bewaldetem Hügel, das Kloster von sacré coeur, wie Greifeneder, stolz auf seine Ortskenntnis, erklärte — und nun hielt der Zug, und die Gesellschaft stieg aus.

So weit waren die Wendels noch nie gefahren. Höchstens bis Hütteldorf oder Weidlingau, um dann ein nicht weit entferntes Waldwirthshaus aufzusuchen, in das sich der ganze Menschenstrom ergoß, die Wälder mit lustigem Gejohle und lautem Lachen erfüllend. Hier sah es aber ganz anders aus. Kleine Häuser im weiten Umkreis, nur tief unten im Tal standen oben auf dem hohen Bahndamm das kleine, waldumschlungene Dörfchen, und sonst überall saftiges, volles Grün, sich im Sonnenlicht badende Wiesen und die Hügel emporstimmende Wälder, über denen zarter, bläulicher Nebel schimmerte.

Frau Wendel wollte in den Wald, wo es recht schattig sei und nach Tannen dufte. Das rieche sie so gern. An Mauer, wo sie einmal im Dienst gewesen sei, da gebe es auch einen Wald mit Tannen. Herr Wendel verlangte nichts weiter als ein anständiges Wirthshaus, in dem man gutes Fassbier bekomme. Und der Weg mußte schattig sein.

(Fortsetzung folgt.)

## Niederdeutsche Städte.

Von Ernst Schur.

Alle Städte! Ein eigener Zauber umfängt uns, wenn wir durch die Straßen gehen, in denen die Vergangenheit ihre natürlichen Denkmäler aufgebaut und die Zeit mit den verschönernden Spuren des Alters dem Ganzen den Stempel der Einheit aufdrückt. Woher kommt es, daß wir in solcher Umgebung etwas ganz Anderes verspüren, als wenn wir Wandermäler, Reste alten Kunstgewerbes und dergleichen in Museen aufbewahrt finden? Hier spricht der Geist der Vergangenheit lebendig zu uns. Wir sehen nicht nur tote Einzelstücke, willkürlich zusammengebracht; wir sehen die Einheit einer ganzen Erscheinung, eines Stromes, der uns in all seinen Einzelheiten entgegentritt. Wie zwanglos werden wir hinein geführt in ein Milieu, das wie von selbst zu uns redet, während wir sonst uns bemühen müssen, um hinter die Bedeutungen und Beziehungen zu kommen, und während wir doch nur trotz aller Mühen das Außerliche, das Wissenswerte erfahren, spüren wir hier den Geist, der allen toten Dingen den Sinn suggestiv aufträgt. Solche Straßen strömen einen Zauber aus. Alle Tore laden zum Eintritt ein, und wir meinen, die Leute von ehedem müßten heranstreten. In den Höfen ist alles wie vordem; die Tradition der Ruhe läßt alles beim alten und diese Stimmung überträgt sich auf uns selbst und läßt uns verstummen, um den Stimmen der Vergangenheit näher zu lauschen.

Meist hört man nur von süddeutschen und rheinischen Städten, wenn man in die Vergangenheit zurückgeht und nach Stätten der Kunst sich umsieht. Dort, in Süddeutschland, in Bayern und am Rhein finden wir jenes künstlerische Weineinander alter Dome, Malhäuser, Gassen und Winkel, das die eindringlichste Sprache zu dem Menschen der Gegenwart redet. Alte Kultur ist hier sinnfällig aufbewahrt. Vergangene Jahrhunderte grüßen von den Mauern und fast in jeder Stadt dieser Gegenden finden wir Reste von früher, Kirchen, Häuser, Höfe, die dastehen, als seien sie für die Ewigkeit gebaut.

In Norddeutschland sind diese Schätze spärlicher verteilt. Starker war hier die Kultur, und dem nicht reichen Boden mußte alles mit Mühe abgerungen werden. Viel später beginnt hier die Geschichte; während dort unten, im Süden und im Westen Deutschlands, alle bedeutenden Ereignisse sich abspielten, kam die Kultur erst viel später nach Norddeutschland. Darum müssen wir auch energischer suchen, wenn wir uns nach Städten umsehen, die architektonische Denkmäler aus der Vergangenheit aufweisen.

Und doch gibt die Bezeichnung „Niederdeutschland“ und „Niederdeutsche Städte“ einen ganz feinen Begriff, der nicht nur geographisch bedingt ist. Geographisch verstehen wir unter Niederdeutschland die Gegenden des nördlichen Deutschland, die bis zur Nord- und Ostsee sich ausdehnen, als Teile der norddeutschen Tiefebene. Für diese ist es charakteristisch, daß das Flachland mit all seinen Eigenheiten der Gegend den Stempel aufdrückt. Keine Erhebungen, keine reiche Abwechslung. Monoton dehnen sich die Ebenen; monoton, aber nicht charakterlos. Weit schweift das Auge, und gerade dieses Endlose der Weite gibt einen eigenen Eindruck, der voller Reize ist. Man mag an die holländischen Landschaften des 17. und 18. Jahrhunderts denken, die die Schönheit der Ebenen, die vorher ganz reizlos erschienen waren, für die Kunst entdeckten. Von ihnen kann man lernen, was an der Ebene schön ist. Weit dehnen sich die Flächen bis zum Horizont, der in sanften

## Das alte Lied.

Es schwebt durch meine Seele ein liebes, altes Lied, wie leises Glockenläuten durch Sommerlüfte zieht. So einfach ist die Weise, so still und schlicht das Wort und doch klingig süß und leise in meiner Seele fort.

Ich hör die Bienen summen und seh die Linden blühen und hinter dunklen Föhren das Abendrot verglühn. Ich sehe Kinder hüpfen in herz'gem Ringelreihn, vom Herd der Schmiede grüßet mich heller Feuerchein

Ich sehe Männer schreiten in schwerem festem Gang, und von dem Kornfeld drüben hör ich der Sense Klang. Die goldnen Aehren neigen sich ihrem Schutte schon, am Raine glüht und leuchtet der rote Flattermohn.

Ich seh dich vor mir liegen in deiner tiefen Ruh, weit abseits von der Straße, mein kleines Dörfchen du! Drum klingt in meiner Seele das alte Liedchen fort, es malt mir immer wieder den lieben Heimatsort.

Clara Bohm-Schuch.

Nebeln mit dem Himmel verschmilzt, der ebenfalls mit imponierender Fläche herrscht. Und auf der Erde die kleinen Dörfer und Städte; Ansammlungen, die nicht allzusehr auffallen und das Gesamtbild stören. Kein Berg, kein Hügel. Chaussees, die lang und gerade hin führen. Und zuweilen Wälder, deren dunkelgrüne Farbe die graue Ebene schmückt. Gerade weil kein besonderes Merkmal das Bild stört, hat das Auge Gelegenheit, den Himmel zu beobachten und die Unendlichkeit des Raumes zu fühlen. Da schweben Wolken langsam hin im Raum, immerfort ihre Gestalt verändernd, und nicht ermüdet der Blick im Anschauen dieser fernem, stummen Schönheit. Dann wirft die Sonne ihre Strahlen herab und erfüllt den unendlichen Raum mit Gesimmer, und jedes Stäubchen scheint belebt, in anderem Licht erscheint alles, da die Sonne die Dinge belebt und die feinsten Reize, die wir sonst gar nicht beachten, wenn größere Effekte sie verdunkeln, werden hier offenbar. Die Holländer haben sie in ihrer Landschaftsmalerei gegeben; die Reize der Luft und des Lichts, die kosend alle Dinge umkleiden, die Konturen verwischen, die Farben verändern und leicht ineinander übergehen lassen.

Es bedurfte einer neuen Kultur, einer neuen Erziehung, um diese Reize als für die Kunst wertvoll zu empfinden. Vorher verlangte man effektvolle Gruppierung. Berge und Wälder, groteske Ansichten waren nur geduldet und das Pathetische gab der Landschaft den Charakter. Nun zog ein neuer Geist ein, der Geist des Einfachen, Primitiven, der aber in seiner Einfachheit gerade die feinsten Reize anschlößte und in der Malerei zur Entdeckung neuer Schönheiten und neuer Mittel der Wiedergabe führte. Was hochragende Berge, tiefeingebettete Täler und stürzende Wasserfälle gaben, das gab nun die riesig sich deh nende Fläche des Himmels: das Gefühl der Größe, der Unendlichkeit, das um so imponierender war, indem es jeden Effekt verschmähte und das Monumentale nur in der Ruhe und Gleichmäßigkeit des Eindrucks suchte. Wie sich kaum ein gewaltigerer Eindruck denken läßt, als wenn über der Ebene der Nachthimmel sich unendlich wölbt, in ewiger Ruhe, an dem die Sterne in unnahbarer Ferne blitzen.

Das Plattdeutsch ist die Sprache von Niederdeutschland, das bis zum Mittelalter überhaupt die Schriftsprache Norddeutschlands war. Seit Luther kam die hochdeutsche Schriftsprache auf. Von da ab wurde das Niederdeutsch nur als Volksmundart gebraucht und angesehen; als Literatursprache hatte es aufgehört. Es dauerte aber nicht lange, so bedienten sich gerade die Schriftsteller dieser Sprache in ihren Werken wieder, da sie das Eigenartige, Charaktervolle, Markige und auch Intime dieser Mundart erkannten. Das Hochdeutsch war ihnen zu abgeschliffen. Dann schrieb Gise von Repkow sein Rechtsbuch, den „Sachsenspiegel“, in dieser Sprache. Dann kam eine neue Blütezeit im 15. Jahrhundert. Als die Hanse sich entfaltete, und Städte wie Hamburg, Lübeck und Danzig internationales Ansehen genossen, da wurde auch das Niederdeutsch bekannt und erfreute sich allgemeiner Schätzung. Zwei Werke stehen in der bürgerlichen Richtung der niederdeutschen Literatur dieser Zeit obenan: der „Meineke de Vos“ (Meineke Fuchs), der nach Lübeck weist und am Ende des 15. Jahrhunderts entstand, dann immer wieder in der Gegenwart überseht und bearbeitet wurde. Dann das Volksbuch: „Till Eulenspiegel“, dessen derber realistischer Humor, dessen drastische Komik für niederdeutsche Art bezeichnend ist.

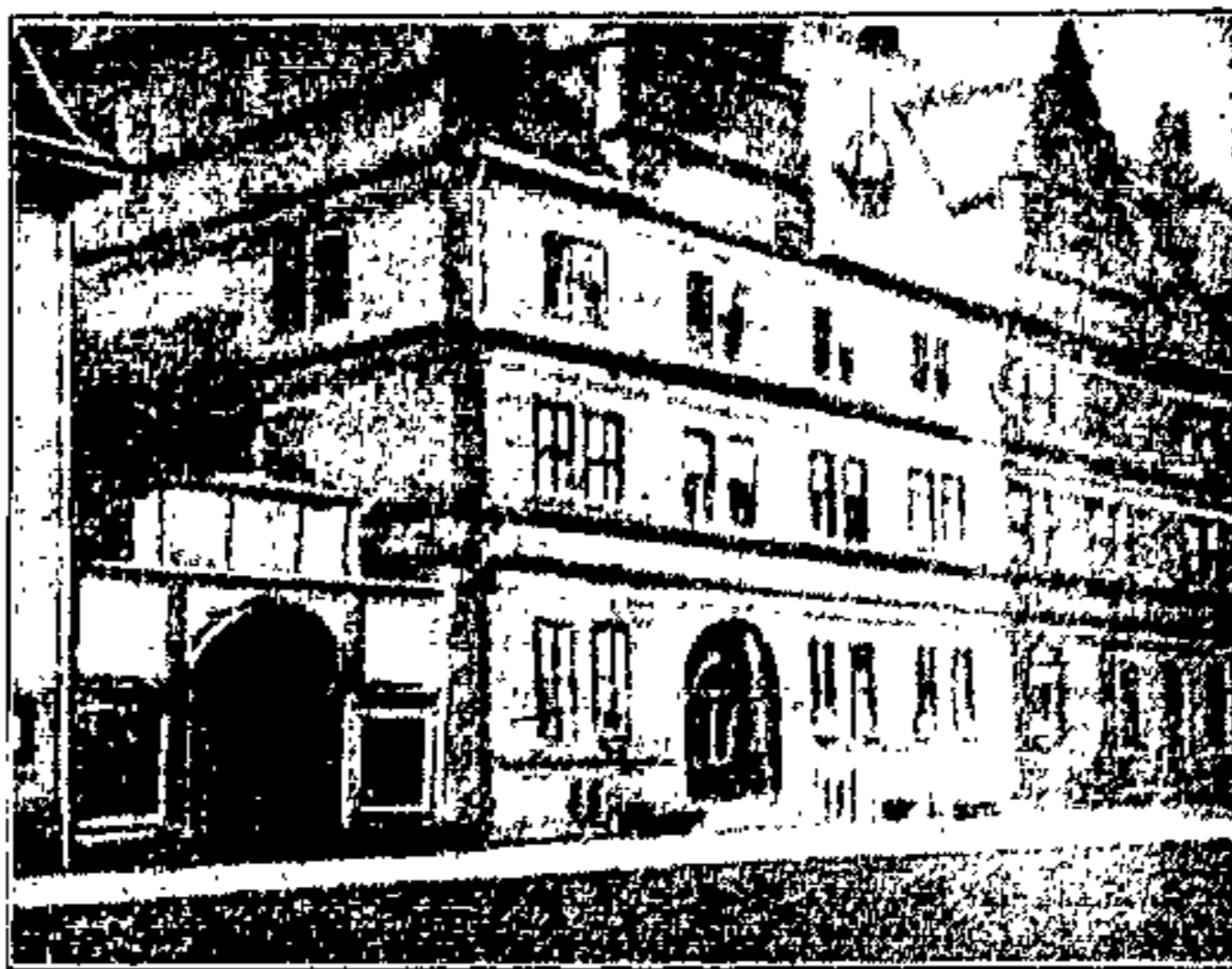
Dann beginnt die Dürre. Das Hochdeutsch macht seine Herrschaft geltend. Der dreißigjährige Krieg besiegelt den Untergang

des Niederdeutschen. Bis endlich im 18. Jahrhundert die Reigung der Dichter, Schriftsteller und Künstler sich ihm wieder zuzuwenden beginnt.

Joh. Heinrich Voss dichtet seine Idyllen in dieser Mundart. Klaus Groth und vor allem Fritz Reuter gelang es dann, dem Niederdeutschen wieder neuen Eingang zu verschaffen, und es machte in der Literatur und beim Publikum so nachhaltigen Eindruck, daß in der Folgezeit ganze Generationen von Schriftstellern sich dieser Art anschlossen.

Doch dies nur nebenbei, um den Charakter anzudeuten. Welche Art zeigen nun die niederdeutschen Städte in der Architektur, in der Kunst, die ihnen die eigentliche Erscheinung nach außen geben? Haben sie einen eigenen Stil, wie etwa Nürnberg oder Rothenburg, wo fast jedes Haus in Architektur und Plastik die Anschauung und den Willen der Zeit repräsentieren?

Natürlich dürfen wir diesen Vergleich nicht zu wörtlich nehmen. Die von der Natur und von der Kultur so begünstigten Städte Süddeutschlands und Westdeutschlands können hier in ihrem Reichtum nicht zum Vergleich herangezogen werden. Aber das alte Danzig, das alte Lübeck hatten im Mittelalter, als die Hanse ihre Macht ausübte, so hervorragendes Ansehen, daß sie sehr gut als Handelszentren



Das Hochzeltshaus in Hameln.

neben Nürnberg zu nennen sind, ja es in dieser Beziehung weit übertreffen. Und so kommt es auch, daß wir in diesen Städten Architekturdenkmäler ihrer Vergangenheit finden. Und wie in diesen exponierten Städten, in denen gewaltige Bauten an die große Vergangenheit mahnen, so auch in den abgelegeneren kleineren Residenzen, wo die Zeit die Spuren sorgfältiger wahrte. An der Küste spülte die energische Neuentwicklung in der Gegend manche hinweg. In den abgelegeneren Städtchen blieb vieles erhalten, das zu entdecken unserer Zeit vorbehalten blieb. Hier aber, in dieser Abgeschlossenheit, wirkt es nun um so intimer und reizvoller.

Wenden wir uns also diesen kleineren Zentren zu. In ihnen ist ein Stil besonders charakteristisch zur Ausbildung gekommen, der ihrer Erscheinung die markante Note gibt: der gotische Backsteinstil. Der Backsteinbau ist ausgeführt mit Mauersteinen, im Gegensatz zu Bug- und Werksteinen. Entscheidend ist für die Einführung, daß in dem betreffenden Lande keine gewachsenen Steine vorhanden sind, so daß man sich gezwungenermaßen nach einem anderen Material umsehen muß. Diese Länder sind: die norddeutsche Tiefebene; Oberitalien; die Niederlande. In allen drei Bezirken hat es der Backsteinbau zu einem eigenen Stil und zu weiter Verbreitung gebracht. Die benutzten Ziegelsteine hatten größeres Format als unsere jetzt verwandten Steine. Der Eindruck ist dadurch größer. Gesimse aus Formsteinen schmücken die Fassade. Doch ist überall in richtigem Verständnis der Schmuck möglichst spar-

sam verwandt. Gatt, unterbrochen von den Zierchen des Mauerwerks, steigt die Fassade an. Nur zuweilen unterbrechen, als einziger Schmuck, glasierte Steine die Fläche. Es wird dadurch eine Monumentalität erreicht, die den Bauten einen großen, einheitlichen Eindruck sichert.

Neubrandenburg (1248 gegründet) weist Reste alter Mauern auf und ist im Besitz von vier schönen, gotischen Toren, unter denen das Trepower Tor hervorzuhellen ist. Die breite Toröffnung ist monumental. Um so feiner wirken oben als Gegensatz die zierlich durchbrochenen Fenster, die die kompakten Fenster auflösen in ein Spiel von Licht und Schatten und die schweren Flächen leicht machen.

Interessant ist Braunschweig als altdeutsche Stadt. Der Sage nach fand die Gründung 861 statt. Die Stadt kam zu hohem Ansehen, trat dem Kanjaland bei und vermittelte den Verkehr von der See zum Binnenlande. Der Braunschweiger Dom, ein imponierendes Bauwerk, wurde 1173 gebaut; er enthält schöne Wandmalereien. Die Burg Dankwarderode wird schon 1068 erwähnt, sie ist als Profanbau sehr bemerkenswert. Das Rathaus der Altstadt ist im 14. und 15. Jahrhundert erbaut worden und stellt eine vorbildliche gotische Schöpfung dar; ein ungemein geschmackvoller, schlankliniger Brunnen ziert den Hof. Das Gewandhaus stammt aus dem 13., das Neustadt-Rathaus aus dem 15. Jahrhundert. Die „alte Wage“, ein interessanter Fachwerkbau, wurde 1534 errichtet. Wie man sieht, ist Braunschweig reich an architektonischen Denkmälern. Man muß hinzurechnen, daß auch die Privatbauten (zum Teil mit reichem Schnitzwerk geziert) zahlreich vertreten sind. Eine Vorstellung von solch einer alten Gasse, wo die Häuschen mit überhängenden Etagen und spitzen Giebeln beieinanderstehen und das Ganze einen traumhaft-malerischen Eindruck macht, gibt die Abbildung.

Auch Hameln (712 erwähnt, als Stadt im 11. Jahrhundert; Regierungsbezirk Hannover) weist viele charakteristische Holz- und Steinbauten auf. Das vornehme Hochzeitshaus und das durch die geschmackvolle Verteilung der Fenster eigenartig einfache Rosenhaus sind hier zu nennen. Daneben das originelle Mattenfängerhaus.

Im Jahre 1284 erschien nämlich ein Pfeifer, der sich anheißig machte, alle Matten aus der Stadt zu bringen. Es gelang ihm, er führte sie in die Weser. Als ihm die Bürger den Lohn vorenthielten, da erschien er am nächsten Sonntag wieder und nun folgten seinem Riede die Kinder; er führte sie in den sich öffnenden Skoppelberg und die Sage erzählt dann weiter, daß der Mattenfänger in Siebenbürgen wieder mit der Schar herauskam und dort die Kolonie der siebenbürgischen Sachsen gründete.

Stendal (1151 gegründet) ist eine alte Hansestadt. Zwei Tore sind noch erhalten: das Henglinger und das Tangermünder Tor. Wichtig massiv ragten sie ehemals an den Mauern auf; ein runder Turm auf hoher, viereckiger Basis aufgebaut, das ganze in 26 Meter Höhe. In den alten Bürgerhäusern sind noch manche alte Schmiede- und Schnitzarbeiten zu bewundern. Und wenn man an die Stadtmauern geht, stoßen die Gärten dicht an den Wall, und es ist eine Stille, als verstreiche hier überhaupt die Zeit nicht.

Auf steilem Uferwall erhebt sich Tangermünde (im 12. Jahrhundert als Stadt genannt). Der Stadt verleiht die Mauerumgürtung einen wehrhaften, stattlichen und malerischen Anblick. Im Frühjahr und im Herbst spülen die Wellen der Elbe und der Tanger bis an die Mauern und geben der Stadt etwas Un-

einnehmbares. Unten Feldsteinbau, dann Backsteinbau, streben diese Mauern breit und wuchtig auf; von Schießscharten durchbrochen; Ausfalltore mit Zinnen gekrönt; ungeheuer monumental wirkt solche Mauer, deren stabile Wucht durch die breiten Türen mit den sich zu spitzenden Dächern erhöht wird.

Nach in Tangermünde gibt es noch viel alte Häuser, mit Schmiedwerk, Türen und Fensterladen, Treppen und Geländern und Bänken. An den Häusern stehen Zahlen, die die Zeit angeben, in der das Haus gebaut wurde: 1536, 1679; auch Bildnischmied ist mitangefügt. Das Obergeschoß tritt über das untere, über das erstere das Dach hervor. Eisen und wilder Wein klettern an der Mauer herauf und umspinnen die kleinen Häuschen, die an der Mauer kleben. Winklig sind die Gassen und die Häuser davor drängen sich zusammen. Ost



Tor in Tangermünde.

entspricht. Und diese Einheit zwischen Landschaft und Charakter ist das erste Erfordernis einer echten, starken Baukunst; sie ist hier so großzügig vorhanden, daß sie uns noch heute, wenn wir einen eigenen Stil suchen, vorbildlich sein kann.

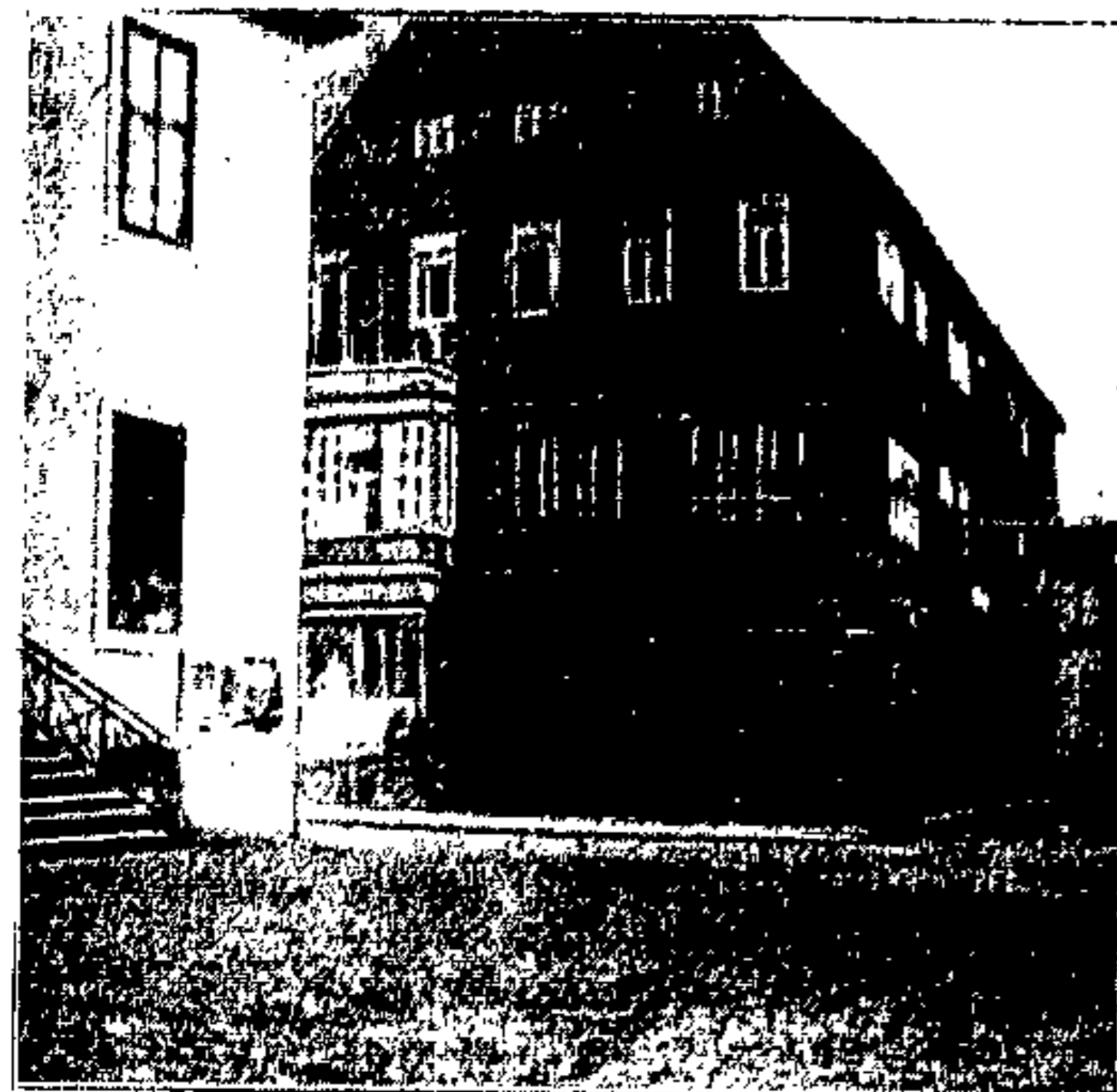


## Städtische Nahrungsfürsorge im Mittelalter.

Von Alwin Adé.

Die mittelalterliche Stadt war nicht nur eine politische Organisation zum Schutze und zur Erlangung gewisser Freiheiten auf dem Gebiete des Rechts- und Staatslebens, sie war auch im gleichen Maße ein enger wirtschaftlicher Zweckverband zur gegenseitigen Hilfe und Förderung aller ihrer Bürger. Im Gegensatz zu unserer heutigen Zeit, in der sowohl Staats- wie Stadtverwaltungen es in ihrer weit überwiegenden Mehrheit ablehnen, in irgendeiner Weise in das wirtschaftliche Leben und Treiben der Bevölkerung einzugreifen, galt dem Mittelalter ein solcher wirtschaftlicher Eingriff einer Stadtbehörde geradezu als Pflicht. Alles was für die gemeine Notdurft der mittelalterlichen Stadtbürger, sowohl der Armen wie der Reichen, wichtig im damaligen Wirtschaftsleben war, unterlag der Regelung und Aufsicht der Stadtverwaltung als Vertreterin der Allgemeinheit. Die mittelalterliche Stadt, deren jede ja in der Hauptsache ein abgeschlossenes, nur auf sich selbst und ihre nächste Umgebung beschränktes Wirtschaftsgebiet war, förderte daher nicht nur die Produktion ihrer Bürger, sondern regelte auch deren Konsumtion. Und wie im Interesse der Allgemeinheit dem damaligen Zunftmeister vorgeschrieben

wurde, welches Maximalquantum Arbeit er im Laufe des Jahres leisten und wieviel Hilfskräfte er dazu verwenden durfte, so wurde auch der Konsum gefördert oder beschränkt, indem man ein Preise drückendes Ueberangebot abwehrte, den Preise steigenden Mangel aber durch eine städtische Organisation der Zufuhr milderte. Dabei übernahm die mittelalterliche Stadt wichtige Gebiete des Handels, zumal desjenigen der Nahrungszufuhr selbst, sobald die mit dieser Aufgabe betrauten städtischen Handwerks- oder Handelsorganisationen bei ihrer Tätigkeit irgendwie versagten, wenn dem Rate die zu bewältigende Aufgabe überhaupt zu groß; für dieselben dänkte oder der zu erwartende Vorteil zum Selbstgewinn reizte. Regelung des Angebots und der Nachfrage, des Preises und Gewichtes, des von den Handwerkern zu erzielenden Gewinnes und der Güte der feil



Bameln. Das Rosenhaus.



Braunschweig. Burg Dankerode.

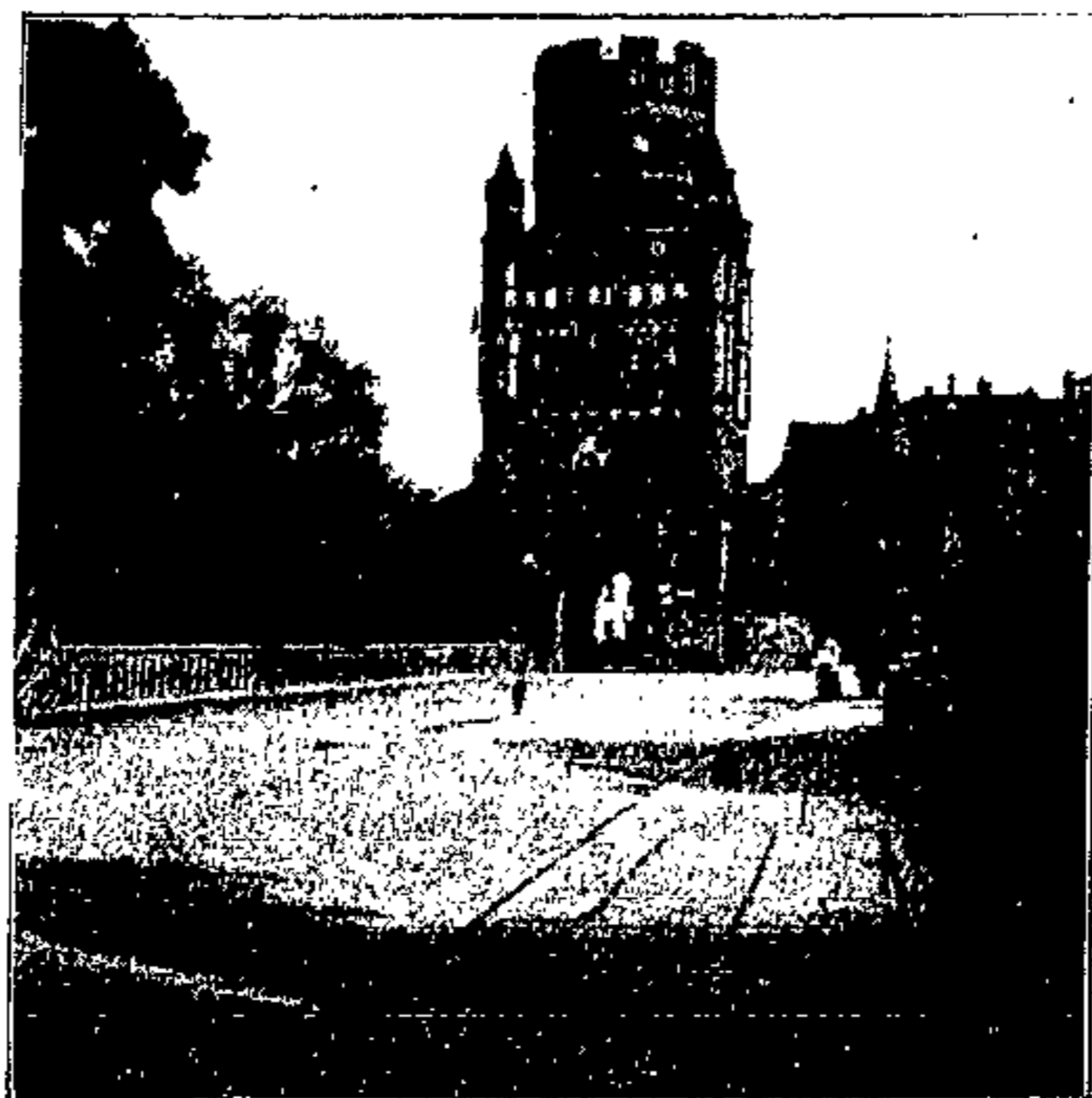
ist farbiger Schmuck malerisch der Fassade eingestrichelt. Diese Stadt ist besonders gut erhalten und man kann sich leicht in Vergangenheit zurückträumen, wenn man sich dem Zauber der Stunde hingibt. Dann wird man gewahr, wie viel Kraft und Wille hier wirksam war, die in der Stadt selbst ein Denkmal schufen, das die Zeiten überdauerte. Und man spürt, daß auch die Gegenden der norddeutschen Tiefebene in ihren Städten künstlerische Eigenerheimgung, architektonischen Charakter besaßen, der wohl nicht so reich und vielfältig war, wie die Baudenkmäler von Süd- und Westdeutschland; strenger, einfacher, da das Land ärmer war, aber in dieser Strenge und Einfachheit von imponierender Monumentalität. Einer Monumentalität, die in ihrer Linienführung, in ihren Verhältnissen durchaus der Erscheinung der Landschaft, die sich in weiten Ebenen und nur leichtwelligen Strichen endlos ausdehnt,



Tangermünde. Partie an der Stadtmauer.



Straße in Braunshweig.



Das Uenglingertor in Stendal.

gebolten Waren war daher eine der wichtigsten der mittelalterlichen Marksaufgaben.

Im allgemeinen war im Mittelalter der freie feile Kauf in ziemlich enge Grenzen gebannt. Die Zufuhr fremder Handels- und Handwerksprodukte war nur zu den Zeiten der Messen und Märkte, die eine große Anzahl von Reichsstädten als kaiserliches oder landesherrliches Privileg besaßen, für jedermann, auch dem Stadtfremden, ohne Einschränkung offen. In der übrigen Zeit sollte auf den städtischen Märkten, die ein- oder mehreremal in der Woche stattfanden, der Kauf und Verkauf sich nur zwischen den Bürgern der Stadt selber oder den Bewohnern der direkten Umgebung abspielen. Fremde Verkäufer wurden daher gebliffentlich vom Markte ferngehalten.

Eine Ausnahme machte nur das Gebiet der Lebensmittelzufuhr. Getreide und Vieh auf irgendeinen mittelalterlichen Markt zu führen,

war jedermann gestattet. In der Freiburger (Sachsen) Stadtordnung von 1307 heißt es „Getreide soll kommen her zu dem Markte und frei sein“.

Neben der Marktfreiheit sicherten die mittelalterlichen Städte die Lebensmittelzufuhr durch den Marktbann. Alles was in einem bestimmten Umkreis einer solchen Stadt an Nahrungsmitteln hervorgebracht wurde, mußte auf den städtischen Markt gebracht, kein Stück Vieh, kein Mutt Getreide durfte ihm entzogen werden. 1573 schrieb die Zeiber Stadtordnung allen Bauern der Umgegend vor, ihr gesamtes Getreide in die Stadt zu führen. Alles Korn, was in Luzern der Produzent nicht selbst verbrauchte, mußte in das dortige Kaufhaus gebracht und zum feilen Kauf gestellt werden. Ebenso war jedes fremde Stück Vieh, das eine längere oder kürzere Zeit über städtische Weiden gegangen, immer dem städtischen Marktbann verfallen.

Der Verkauf von Lebensmitteln (Vieh, Getreide, Wein) oder anderer besonders dringender Güter (Holz, Kohlen usw.) dagegen auf dem Markte war Ortsfremden in den meisten mittelalterlichen Städten gänzlich verboten. Unter allen Umständen verfolgte die damalige Zeit die Praxis, die Zufuhr von Lebensmitteln soviel wie möglich zu erleichtern, die Ausfuhr derselben nach Kräften zu erschweren. Daher bedurfte es, wenn Bürger einer fremden Stadt Lebensmittel, sei es zum eigenen Bedarf, sei es zum Wiederverkauf, auf irgendeinem fremden Markte kaufen wollten, erst des Abschlusses besonderer Verträge und Abmachungen zwischen den einzelnen Stadt- oder Staatsverwaltungen. In der Regel wurde nur den Angehörigen verbündeter oder befreundeter Städte ein solcher Kauf gestattet. Und auch dann noch unter allerlei Erschwerungen. In Luzern waren die Angehörigen der Waldkantone auf dem Markte zu Luzern als Käufer für Lebensmittel zugelassen. Jeder dieser fremden Käufer brauchte aber eine besondere Versicherung seiner Heimatbehörde, wieviel er für seinen wöchentlichen Bedarf, mehr durfte er überhaupt nicht beziehen, als Metzger, Bäcker, Müller usw. brauchte. Selbst wenn der Markt an Warenüberfluß erstickte, konnte er kein Pfund Ware mehr kaufen, als ihm bewilligt. In Eßlingen war den zu dem Markte zugelassenen Ortsfremden nur soviel Getreide zu kaufen gestattet, als mit einem Wagen fortgeführt werden konnte. In Zeib mußte jeder größere Getreidekauf überhaupt dem Räte angezeigt und von ihm genehmigt werden.

Dabei hatten in den weitaus meisten Städten die Bürger, und nicht das Handwerk oder der Händler, das Vorkaufsrecht. Es stand den Bürgern nicht nur frei, selbst zu backen und zu schlachten, besonders die Bäcker hielten in einzelnen Städten bis zu 24 Schweine, sondern sie durften auch noch an andere Bürger beliebig oder begrenzt abgeben. Sie hatten vor allen Dingen die erste Auswahl, den ersten Kauf. Solange bis das Glockenläuten den Schluß des Marktes kündete, der Bürger seinen Bedarf gedeckt hatte, war dem Handwerk oder Händler der Markt gesperrt. Die Freiburger Stadtordnung aus dem 13. Jahrhundert schreibt daher den Fleischern vor, „ist es, daß Vieh auf den Markt kommt zum Verkauf, es seien Dajen oder Schweine, da sollen die Bürger früher kaufen als die Fleischhauer von Rechts wegen. Wenn aber die Marktzeit vergangen ist, oder was man abreißt vom Markt, das mögen die Fleischhauer kaufen ohne Hinterlist.“ Und 1413 bestimmt die gleiche Stadt wegen des Getreidekaufes, „Niemand, der nicht mit der Stadt schloßet und Recht pflegt, soll aufkaufen auf dem Markte, solange der Wusch (das Marktzeichen) steck.“ Daher war es streng verboten, Waren vor den Toren oder ehe sie überhaupt den Markt erreichten, aufzukaufen. Ausnahmen finden sich natürlich auch hier und da. Ging man energisch gegen den Vorkauf vor,

so geschah dies auch gegen den Hölzerhandel, der schon auf den mittelalterlichen Märkten in üppiger Blüte stand. Die Hölzer durften nicht unter den Bauern oder anderen Marktleuten liegen. 1414 gebot Freiberg, „Die Hölzer sollen keinerlei kaufen auf dem Markte als Mohn, Hanf, Erbsen, Misse, Kapsel, Birnen, Butter, Käse, es sei was es sei, was auf den Markt kommt, bei Strafe von 12 Groschen.“ 1438 untersagte ihnen der Rat auch noch das Vieh-schenken.

In einzelnen Städten ging die Begünstigung der Bürger gegenüber dem Handwerk so weit, daß den Fleischern zum Beispiel zur Zeit der Herbstschlachtungen, in der im Mittelalter jeder Bürger sich seinen Winterbedarf an Fleisch selbst einkaufte und einschlachtete, der Gewerbebetrieb für eigene Rechnung überhaupt untersagt wurde. Es geschah dies, damit nicht die Konkurrenz der einkaufenden Fleischler den Bürgern die Viehpreise in die Höhe treiben konnten oder die Fleischler keine Zeit hätten finden können, den Bürgern zu schlachten. Die Stadtordnung von Freiburg i. Br. zum Beispiel verbot im 13. Jahrhundert den Fleischern 14 Tage vor der St. Martinsmesse und 14 Tage danach jeden Schwein- und Rindkauf in der Stadt und bestrafte solchen das erste Mal mit der Legung des Handwerks für eine gewisse Zeit, das zweite Mal mit Pressen oder Schupsen, eine damals übliche, schimpfliche und gefürchtete Leibesstrafe.

Da die Fleischler auch in der Fastenzeit ihren Gewerbebetrieb einstellen mußten, — Augsburg z. B. gebietet 1276, „es soll auch kein Fleischler weder Rind noch Kalb von Fastnacht bis Ostern schlachten als einem Bürger in seinem Hause, dem mag er es wohl schlachten und verkaufen“ — so suchte man sie für die ihnen auferlegten Pausen anderweitig zu entschädigen. Sie partizipierten daher am Fischhandel, zumal während der Fastenzeit, so in der Wiener Stadtordnung von 1350, wie denn überhaupt Metzger und Fischer vielerorts nur eine Zunft bildeten.

Freier Fleischmarkt findet sich in vielen Städten während des ganzen Mittelalters, z. B. in Bittan und Dauten. In der Wiener Stadtordnung von 1340 heißt es, „daß jedermann das ganze Jahr hindurch Fleisch zu Markte bringen kann, es sei frisches, gesalzenes oder geräucherles und soll es ungehindert feil halten. Wer dies wehren wollte und es nähme deshalb jemand irgendwelchen Schaden an Leib und Gut, und man könne es beweisen daß die Fleischhacker dazu geraten und geholfen, das sollen sie büßen mit Leib und mit Gut, als der Stadtrat richten wird“. Und 1350 wird wiederholt „es ist auch aufgesetzt, wer Fleisch von dem Lande herführt, daß man da mit keinerlei Sache ein Irrung noch Beschwerung tun soll durch das ganze Jahr.“

Anderswo war den Fremden der Fleischverkauf nur in großen Stücken gestattet. So in Wiener-Neustadt 1230, wo Fremde Fleisch nur in Vierteln und nur bis zur Mittagstunde feilhalten durften, mit Ausnahme der Karwoche. Augsburg regelt diese Angelegenheit 1276, indem es bestimmt, daß fremde Fleischler vom Herbst bis Fastnacht nur ganze, halbe und viertel Rinderkeulen, ganze Kälber und Lämmer und ganze Speckseiten verkaufen durften. Von Ostern bis Pfingsten war ihnen nur das Feilhalten ganzer Kälber und Lämmer erlaubt, jeder Verkauf von Rinderkeulen und Speck dagegen verboten.

Somit dagegen läßt keinen fremden Fleischler auf den Markt, Freiberg i. Sa. gibt seinen einheimischen Fleischern das Vorkaufsrecht an den Waren der auswärtigen. Ebenso war in Bamberg, Nürnberg, Eger usw. für gewöhnlich den fremden Fleischern der Marktverkehr beschränkt. Diese Beschränkung wurde aber sofort aufgehoben, sobald die einheimischen Fleischler sich gelühten ließen, die Preise über die Taxe zu

steigern oder durch Einstellung oder Beschränkung der Schlachtungen passive Resistenz zu treiben. 1439 weigerten sich die Fleischer von Bamberg, das Pfund Rindfleisch um 5 Heller zu verkaufen. Sofort erlaubte der Rat jeder mann, auch Ausländern und Fremden, Dienstags und Samstag Fleisch nach Belieben feilzuhalten. Den Bäckern vor allen wurde gestattet, Schweine zu schlachten und Speck so viel sie wollten zu verkaufen. Die gleiche Maßregel ergriff der Rat von Nürnberg 1621.

Mit ängstlicher Sorgfalt wachte das Mittelalter darüber, daß der Geldsack des Reichthums den Armen beim Einkaufe nicht schädigte. Wenn in Würzburg ein Stahn eine Last stohle nach der Stadt gebracht hatte, so durfte die stohle während der ersten acht Tage nur im kleinen verkauft werden, wobei jede Familie den gleichen Anspruch auf 50 Körbe hatte.

Der Engroskauf und die Anbahnung privater Lebensmittel, die später zu Wucherpreisen zum Verkauf kommen sollten, wurde nach Kräften verhindert. Freiberg bestimmt in dieser Hinsicht 1413 „was jemand zu feilem Kaufe nach Freiberg bringt, Getreide ausgenommen, das soll niemand im Gesamtkaufe von ihm kaufen, es habe denn zwei Tage zu Markte gestanden“. Niemandem war über seinen Bedarf einzukaufen gestattet. In Eßlingen durfte kein Bürger, der Korn genug hatte, irgendein Quantum auf dem feilen Markte einhandeln; Nürnberg bestrafte jeden über Bedarf gekauften Simri Korn mit 60 Pfennigen Buße.

Hatte aber ja einmal ein vermöglicher Bürger einen größeren Posten Lebensmittel oder auch irgend anderer Waren oder Rohstoffe, außergewöhnlich billig eingekauft, so hatte die ganze Bevölkerung das Recht, an diesem Ankauf zu gleich günstigen Bedingungen teilzunehmen. War in Würzburg Korn im großen eingekauft worden, so durfte jeder Bürger einen Anteil am Einkaufe, etwa 4 Scheffel, zu seiner eigenen Verwendung zu Einkaufspreisen beanspruchen, wenn er das vor dem endgültigen Abschlusse des Geschäftes tat. Das gleiche galt von den Bäckern. Wenn einer derselben einen besonders großen oder besonders günstigen Abschluß in Getreide gemacht hatte, so mußte der glückliche Käufer einem jeden seiner ortsansässigen Kollegen einen entsprechenden Anteil zu Einkaufspreisen auf Anfordern ankliefern. Die mittelalterlichen Ratsordnungen begünstigen überhaupt einen gemeinsamen Einkauf der Handwerksgenossen, um der Bereicherungsmöglichkeit des einzelnen einen Niegel vorzuschieben. Sobald ein großer Viehtransport in die Stadt Eßlingen kam, mußte der Metzgerzunft Anzeige gemacht werden behufs Versuches eines gemeinschaftlichen Einkaufes.

Die mittelalterliche Stadtverwaltung sorgte aber nicht nur für Zufuhr reichlicher und billiger Lebensmittel, sie sorgte auch dafür, daß der Bürger für sein Geld auch gute und richtige Ware erhielt. Standen schon Handwerksprodukte unter strenger Kontrolle der Zunft und des Rates, um so stärker und strenger war die bis ins einzelne durchgeführte Aufsicht und fortwährende Kontrolle der Lebensmittel. Zu den ältesten Stadtordnungen aus dem 12. bis 13. Jahrhundert finden sich Ausführungsbestimmungen über die Lebensmittelschau. In der Augsburger Ratsordnung von 1276, eine der ältesten und sorgfältigsten, die wir haben, heißt es über die Fleischschau: „wäre es aber, daß Mgnade im Lande wäre von Viehsterben, so soll man nehmen 2 Bürger und 2 hiderbe Mannen aus den Fleischern, daß kein Minding geschehe an den Lenten vom bösen Fleische“. In Gegenden, in denen Viehkrankheiten herrschten, durfte kein Vieh aufgekauft, die Herkunft mußte auf Verlangen durch Eidesabgabe nachgewiesen werden.

Die bestellten Schanmeister waren zu ihrem Amte mit weitgehenden Vollmachten aus-

gerüstet. Die Brotmeister konnten zu jeder Tageszeit und so oft es ihnen beliebte, revidieren. Jede Widersetzlichkeit gegen deren Anordnungen wurde streng gebüßt, in Bamberg 1306 bei den Fleischhackern mit 5 Pfund Pfennige, 1594 mit 5 Schillingen Heller.

Geschlachtet werden durfte nur ganz einwandfreies Vieh. In England genügte ein Beinbruch, um das betreffende Stück auf die Freibank, eine regelmäßige und sehr frühe Begleiterscheinung des mittelalterlichen Fleischmarktes, zu bringen. Hierher wurde jedes sich nach dem Schlachten als minderwertig oder als „sinnig“ erweisendes Stück Fleisch gebracht. In Verbindung mit gesundem Fleisch oder gar als solches verkauft durfte minderwertige Ware niemals werden. Die Augsburger Stadtvordnung sagt im Jahre 1276 hierüber: „welcher Metzger ein Schwein schlachtet, das sinnig ist, das soll er niemand geben als mit des Käufers Vorwissen. Und als man es einzeln (pfundweis) verkaufen will, so sollen alle, die solches Fleisch feilhalten, auf einer besonderen Pant

verkaufen“. Die Strafen für Uebertretung sind sehr streng, 1 Pfund Pfennige dem Vogt, eine vom Rat zu bestimmende Entschädigung an den Käufer, 1 Monat Stadtverweis und nach Rückkehr einen weiteren Monat Schlachtverbot. Bamberg verbietet 1306 wohl den Verkauf sinnigen Fleisches als gesundes durch eine Buße von 60 Pfennigen an den Schultheißen und 1 Pfund Pfennigen an die Stadt, gibt aber andererseits den Verkauf des beanstandeten Fleisches nach auswärts oder zum eigenen Genusse frei. In Ulm durfte 1111 derjenige, der sinniges Fleisch feilhielt, in dieser Zeit kein anderes verkaufen, bis das sinnige alle war. Salzte er jedoch das sinnige Fleisch sofort ein, nachdem die 12 Schammeister es gesehen, so schadete es seinem sonstigen Gewerbebetriebe nichts.

Uebertretungen all dieser Vorschriften kommen in den mittelalterlichen Strafregistern ziemlich häufig vor.

Mit dem Fleische selbst durften keinerlei Manipulationen vorgenommen werden. So war

es streng verboten, Kalb- oder Lammfleisch ins Wasser zu legen oder aufzulösen, um es gewichtiger zu machen.

Es war auch untersagt, Futter zur Schnellmast zu benutzen, das dem Fleisch ein fettes Aussehen gab, obgleich es ihm tatsächlich am nötigen Fett fehlte. Bamberg schrieb 1306 wegen der Schweinemast vor „alle Zerlesung, mit der man die Schweine auf den Markt mästet, ist erlaubt, mit Ausnahme der Feinkuchen. Damit soll man kein Schwein auf den Markt mästen, das ist von altersher verboten. Und ob ihrer eines oder mehrere verkauft würden, die muß man alle wieder zurücknehmen und das Geld wieder dafür herausgeben, es sei schon geschlachtet oder nicht“.

Das Alter der Schlachttälber und Lämmer bestimmte Vera 1658 auf 3 Wochen 3 Tage bei Strafe von 3 Talern und Wegnahme des geschlachteten Viebes; Zoest, das auch derartige Bestimmungen getroffen, begnügte sich 1650 dagegen bei den Mälbern schon mit einer Schlachtreise von 11 Tagen. (Zahme folgt.)

## Der Herr Buchhalter.

Novelle von Anna Croissant-Ruff.

(Zahme folgt.)

So endete die so merkwürdige Verschwörung, und bis dato ist noch keiner gekommen, der den Vann gebrochen hätte, dem Wissen nicht unterlegen wäre.

Zwar gab es immer von Zeit zu Zeit einen neuen Aspiranten, und das war stets eine „Gaudi“ für die Wissenden. Gewöhnlich setzte er sich auf einen der leeren Stühle, fing als artiger Mann eine Konversation mit dem Nestfesten der Gesellschaft an, also mit ihm, dem E. K. Feldwebel in Pension und jetzigen Buchhalter, ließ sich vielleicht durch sein erstes Gegenwärtigen nicht einmal abschrecken und redete weiter — dann langte der Gewaltige gewöhnlich die größte Zeitung, die über seinem Haupte hing, herab, hielt sie vor sein Antlitz, daß oben nur das Ende seines Haarschopfes und das Ende seiner Zigarre herausragte. War der Kerl frech, so plapperte er weiter, bis ihm aus den Tiefen ein: „Halten's jetzt Cabna Maul oder nôt?“ entgegenscholl — dann wagte er vielleicht noch ein: „Sie, aber erlauben's!“ „Mir erlaub' i, 's Maul hab's 'z halten!“ War er nicht frech, so wandte er sich nach den ersten deutlichen Winken an die unten Sitzenden, um dort Unterhaltung zu suchen. Aber hier bekam er nur Kopfnicken, unartikulierten Laute und Achselzucken als Antwort, und seine Konsternation, sowie das Gesicht, das über der Zeitung auftauchte und einmal mit den anderen gemeinsame Sache machte, war ihre einzige Entschädigung und ihre einzige Rache. Deshalb wurde keiner eingeweibt.

Mit den Zeitungen hatte es auch seinen Haken. Er las sie genau der Reihe nach, und jedem Menning passierte es, daß er in seiner Verlegenheit gewöhnlich nach irgend einer dieser Zeitungen griff. Der Buchhalter las die seine ruhig weiter, bis die andere an die Reihe kam; dann sagte er gewöhnlich: „Erlauben's!“ und nahm sie einfach dem Lesenden aus der Hand.

Protestierte der, so fielen die anderen über ihn her: „Sie kommt jetzt dran, lassen Sie's eahn doch, Sie können's ja später lesen!“ Und der Herr Buchhalter bekam sie jedesmal, klein gekriegt hatte er noch jeden.

Vom Beginn des Essens bis zum Schluß las er. Er löschte hinter der Zeitung seine Suppe, er stocherte mit der rechten Hand im Essen, links hielt er sein „Blad!“ — er war kein großer Esser, aber Roten trank er gern und viel. Nicht etwa, daß er während des ganzen Mahles geschwiegen hätte! Er liebte es, einige

Pointen aus der Zeitung zuerst halblaut, dann ganz laut zu lesen, mit Bemerkungen wie: „Dös is do' zu narrisch, jeb' han's im Landtag...“ und er heischte Repliken von der Tischgesellschaft. Keinen Widerspruch, aber Anteilnahme. Ziel diese zu lahm aus, so rief er wohl: „Schlast's denn heut alle? Sau dös Manns bilder!“ Auch die Neugierigkeiten des kleinen Ortes stieß er unter dem Lesen hinter der Zeitung heraus, kurz, bissig, mit einem eigentümlich meckernden Lachen.

Er sah es als Beleidigung an, wenn der Tisch neues wußte und nicht verriet. Wußten die „Untern“ etwas, so fing ein leises Geflüster am Tisch an, das ihn zuerst nicht irritierte, denn das kam, in schließlichen Grenzen, hier und da vor; aber wenn es vernehmbarer wurde, spitzte er die Ohren, und sein Schopf, das Ende der Zigarre und dann die Kenglein kamen nach und nach hinter der Zeitung zum Vorschein. Das war das Signal zum Ausbruch, und nun wollte jeder mit der Neugierigkeit herausplätzen, bis er endlich einen direkt darum anredete. Dann wars aber immer noch kein leichtes; man mußte die richtige Form finden, wichtig sein, besonders wenn es Weibergeschichten waren. Trug man die nicht gut vor, so raunzte er wohl: „Machen's an Spektakel wegen aner solch'n Bagadell!“

Er war ein ausgesprochener Weiberfeind und sprach nur mit äußerster Verachtung von den Frauen. Zum Saubermachen, zum Putzen und „Rah'n“ kann man sie brauchen, meinte er, „aber net amal 's Kochen verfechten's — i mog mi net ärgern!“

Und als einmal ein Vorwärtiger rief: „Aber 's Kinderbringen!“ entgegnete er nicht ohne Würde: „O na, mei' Piaber, grad dös verfechten heutigen Tags die wenigsten; drum, i sag's net unanmüß, sie san verpöschl um und um, und net der Müah wert, daß d' über sie red'it.“ Wußte er von einem der „Untern“ etwa, daß er verliebt war, so war der vor seinen bissigen Bemerkungen nicht sicher; ängstlich hielten sie drum alles geheim, was mit der Liebe zusammenhing. Als der Bahmeister sich verlobte, blieb er lieber von der Post weg, anstatt sich seinen Spötteleien auszusetzen, und ging in weitem Bogen um den „Pascha von der Mühle“, wie sie ihn unter sich nannten, herum.

Da rief er sich schmunzelnd die Hände. Keiner und größer war noch keiner seiner Trionnphe gewesen. „Secht's 'u? — und solche Mannsbilder leid's all'jammt!“ Bei solchen Vorkommnissen liebte er es, weit über seine Zeit

sitzen zu bleiben, und weit über sein Maß zu trinken, das immer sehr respektabel war. Der Zustand der Wärmeigkeit schlug nach zwölf Uhr in den der Jovialität um; er erzählte mit halb kräbender, halb lichernder Stimme, immer dabei die Zigarre in der Spitze gen Himmel streckend, dem ganzen, vor Vergnügen wiederenden Gastszimmer alle möglichen Liebesgeschichten. Besonders die seiner Tischrunde. Es begann etwa mit: „Da sitzt a oso Dauer,“ und endete mit: „werd scho' no' schaug'n, so a Gimpel, so a verliabter.“

In der Nacht hatte dann die storona das Vergnügen, ihn nach Hause zu geleiten, und es gehörte zur süßesten Erfüllung aller schlummernden Nachgedächte, wenn sie den Fallenden, Schimpfenden und Wanfenden durch einen gelinden Stoß, den er in seinem Zustand nicht bemerkte, im Winter in den Schnee, im Herbst und Frühjahr in den Schmutz und im Sommer in den Staub werfen konnten. Niemals waren sie ausgeföhnter mit ihrem Schicksal, und niemals fühlten sie sich dem Pascha von der Mühle überlegener.

Zingend, pießend und laut lachend zogen sie durch die Gassen, und sogar den nächsten Morgen hielt die stampfstimmung noch an — es war beinah' wie zur Zeit der Saison, wo alle Bande ausemdergingen, wenn die Fremden kamen: wo sich die Unterschiede verwickelten, die beiden Klöße nicht leer bleiben durften, wo sie alle eng gedrängt sitzen mußten und laut reden durften, so wie ihnen der Schnabel gewachsen war, denn in dem allgemeinen Geräusch ging das bißchen Lärm, das sie machten, so wie so unter.

Dann saß er am Tisch, förmlich gekauert unter der Zeitung. Nie war er einen Mißvor, nie grüßte er jemanden, nie sprach er während der Zeit. Der Jugrinn häuete sich so in ihm, daß er sichtbarlich magerer wurde, nichts mehr aß und ganz gealtert ansah. O, wenn er sie alle hätte vertilgen können! Alle, alle! Und jährlich wurden's mehr, und keiner war unter ihnen, der sich auch nur um ihn kümmerte! Er sehnte den September herbei, als die Zeit der Erösung, und wenn der letzte den Rücken gekehrt, so rief er aus: „Is 's jeb' endlich dahin, dös Gündel? stoan Respekt vor mir! Den aufständigen Menschen d' Lust verpesten, 'n Platz versetzen und d' Ohren voll schrei'n, daß an anderer gar nimmer aufkimm! Und dös wollen gebildete Leut' sein? Pfui Teufel! Da san mir scho' andere, da herinn in die Berg!“



# Land und Leute.



**Rumänische Trachten.** Die Kleidung der rumänischen Frauen besteht in der Hauptsache aus einem langen Leinwandhemde, das bis auf die Knöchel herabfällt und gleichzeitig als Unterkleid dient. Je nachdem dieses Hemd am Stragen und an den Ärmeln in Falten gelegt oder glatt ist, heißt es *camasa* oder *ije*; gewöhnlich ist es aus Leinen, Sauf oder Wolle gefertigt, oft ist aber auch der obere Teil aus Seidengaze (*borangie*). Bunte Stickereien in roter, weißer, schwarzer und gelber Seide, durch Gold und Silberfäden hervorgehoben, schmücken Brust und Ärmel, zuweilen selbst den Amenteil dieses Kleidungsstückes. In der Mannigfaltigkeit dieser originellen Stickereien und in der Harmonie der Farben, die sie zusammenfassen, liegt vornehmlich die Eleganz der weiblichen Volkstrachten. Zwei Schürzen aus Wollstoff, mit ähnlichen Mustern gewebt oder gestickt, fallen nach vorn und rückwärts vom Gürtel herab. Die rückwärtige, glatte oder gefaltete Schürze ist immer breiter und heißt *vahie*, *eretinta* oder *carinta*; die vordere, in länglich viereckiger Form und ohne Falten, wird *zevela* oder *pestelea* genannt. Der die Schürzen haltende Gürtel (*bräu*) ist gewöhnlich aus roter Wolle und wird mehrfach um die Taille gewunden. Man schmückt ihn zuweilen mit zahlreichen, in bunten Farben gewebten wollenen Bändchen, die mit Glitterwerk und Perlen benetzt sind. Diese Bändchen, die von beiden Geschlechtern getragen werden, bilden eine der hauptsächlichsten Zierden der ländlichen Tracht; man nennt sie *hete*, und die jungen Leute zieren damit Taille und Ärmel und lassen die perlenbesetzten Enden in der Luft flattern. Das Bauernmädchen geht im Sommer korbähnlich, im Winter trägt es einen runden Filzhut, wie ihn die Männer tragen. Die rumänische Bauernsitte verlangt, daß ein Mädchen unter allen Umständen so lange ihr Haupt nicht mit einem Schleier oder Kopftuch bedecken darf, wie sie nicht verlobt ist. Das Haar tragen die Mädchen in zwei breiten, nach rückwärts fallenden Flechten, die mit zahlreichen Bändchen (*panglice*, *cordele*) gebunden sind; zuweilen flechten sie natürliche oder künstliche Blumen hinein, Ohrgehänge und zahlreiche Hals- und Armbänder von Goldmünzen (*sahe*) und Perlen (*pargele*) schmücken Kopf, Hals und Arme. Die verheirateten Frauen verbergen das Haar unter langen Schleiern aus Leinen oder aus weißer oder gelber Seidengaze (*stergare*, *carpe*), mit denen sie das Gesicht in graziosester Weise umrahmen und deren Enden frei nach vorn oder rückwärts flattern. In manchen Gegenden trägt man auch unter dem Schleier eine Art Krone aus Stoff oder Goldmünzen (*conciu*, *emuna*), die einen ziemlich hohen Aufbau auf dem Kopfe bildet. Zuweilen schmücken sich auch jung verheiratete Frauen mit einer schweren Coiffure aus Münzen, aber am häufigsten mit einer solchen aus Gold- und Silberfäden (*berela*). Hierzu kommen noch Sandalen (*opinci*) oder grobe Schuhe aus schwarzem oder rotem Leder, manchmal auch wollene Strümpfe. Damit haben wir ein vollständiges Bild der weiblichen Sommertracht entworfen. Im Winter hüllt man sich, je nach den Ortschaften, entweder in wattierte, ärmellose Leber Röcke aus Wolle (*zabne*), oder in schafwollene Unterröcke mit Pelzfutter (*scurteica*), oder endlich in gestickte Schaffellkleider, ähnlich jenen, die die Männer in Rumänien tragen. Spinnrocken und Spindel begleiten fast beständig die rumänischen Bäuerinnen, wenn sie nicht mit Feld- oder Gartenarbeit beschäftigt sind. Die Formen, Farben und besonders die gestickten Ornamente der weiblichen Kleidungsstücke zeigen je nach den Distrikten und Regionen des Landes viel Mannigfaltigkeit; so sind die Unterschiede zwischen den Dörfern an der Donau und jenen der rumänischen Karpathen sehr bemerkenswert, doch bleibt dabei der Hauptcharakter der Tracht wohl überall derselbe. Es ist die Tracht eines südlichen Volkes, das die lebhaften und glänzenden Farben und eine leichte Gewandung liebt.

Die Kleidung der Männer bietet in Rumänien noch viel mehr Mannigfaltigkeit als die der Frauen. Die Sommertracht des Landmannes ist einfach; sie beschränkt sich auf ein ziemlich langes, fast bis an die Waden reichendes Hemd, das über eine Leinwandhose herabfällt und an der Taille durch eine breite und lange Schürze aus roter Wolle zusammengehalten wird. Die Füße stecken in Sandalen aus rohem Rindsleder (*opinci*), die mit Kreuzweise gebundenen Lederschürzen an den Weinen festgehalten werden. Ein schwarzer Filzhut mit breiten Krämpfen, ähnlich dem bretonischen Gute oder dem spanischen Sombrero, bedeckt den Kopf. In diesem einfachen Gewande trägt der Bauer der gewaltigen Hitze

der warmen Jahreszeit. Wenn aber die strenge Zeit des Winters kommt, muß er sich gegen eine Kälte schützen, die oft 30 Grad erreicht. Er vertauscht dann seine Sandalen gegen grobe Stiefel und hüllt die Beine entweder in eine enge Hose aus weißem Flanell, über die zuweilen gestickte oder ornamentierte Schäfte gezogen werden (*poturi*, *turieri*), oder in eine weite orientalische Hose, die sich unter den Knien verengt. Die wollene Schürze wird oft ersetzt durch einen breiten Ledergürtel (*rimie*) mit Schnallen, der mit verschiedenen Knöpfen und Metallplättchen geziert ist. In seinem Gurt verwahrt der Landmann sein Messer in hölzerner Scheide, seine Geldbörse, sein Feuerzeug, die Tabakspfeife, den Tabak — kurz all dasjenige, was bei anderen Völkern in den Taschen verwahrt wird, die an der Kleidung des rumänischen Bauern fehlen.



Schürze.



Jäckchen.

Die Oberkleider sind entweder aus grobem Tuch (*aba* oder *dimie*) von weißer, schwarzer, dunkelgrüner, dunkelblauer, grauer oder kastanienbrauner Farbe oder aus Schaffell; sie sind immer mit farbiger Wolle oder Seide ausgestickt und mit bunten Schürzen oder schmalen Lederröcken verziert. Die an der Taille ziemlich eng anliegenden Leber Röcke aus Tuch heißen *gheba*, *dalama*, *zeghe* usw., jene aus Schaffell im allgemeinen *cojoc*. Man trägt auch ärmellose Leibchen, die *ilec* und *peptar* genannt werden. Die weiten Mäntel endlich, die den ganzen Körper wie ein weites Saat umhüllen und die entweder aus grobem roten



Rumänische Trachten.

Tuch (*bunda*) oder aus weißer Schafwolle gefertigt werden und nach außen mit Schaffell-Imitation verbrämt sind (*sarica*), werden, sowie die große wollene Kapuze (*gluga*), namentlich im Gebirge getragen, während Leute, die häufig zu Pferde reisen, stets mit weiten Mänteln aus dunkelrotem Tuche, mit weißen oder grünen Franzen verziert, bekleidet sind. Als Kopfbedeckung im Winter dient allgemein die weiße, graue oder schwarze Lammfellmütze (*caciula*); ihre Formen sind mannigfaltig, von dem kleinen, niedrigen Kappchen aus feinstem, krausem, weißem Fell, wie man sie an den Ufern des Oltu trägt, bis zur zottigen Niesennütze, *turca* genannt, die die Gebirgsbewohner tragen und die die Form der phrygischen Mütze nachahmt und übertrifft. Es ist dieselbe Kopfbedeckung, wie man sie auf den Häuptern der Dakier an den Basreliefs der Trajanssäule sieht.

Unsere Bilder, von denen das eine einen Knaben und ein Mädchen in der rumänischen Volkstracht zeigt, werden unsere Ausführungen in geeigneter Weise illustrieren. — j. w.

**Organisation und Lebensweise der Kirgisen.** Ein sehr buntes Völkergemisch weist Turkestan auf. Das erklärt sich aus seiner Lage und der Rolle, die es in der Geschichte gespielt hat. Von den vielen Stämmen dieses Landes sind die wichtigsten die Kirgisen, Turkmener und Usbeken, unter ihnen beanspruchen die Kirgisen die erste Stelle. Die Kirgisen zerfallen gegenwärtig in zwei große Abteilungen, in eigentliche Kirgisen oder Kara-Kirgisen, d. h. schwarze Kirgisen, von Russen auch als Diko-Mamenni oder wilde Berg-Kirgisen bezeichnet, und in die Kirgis-Kaisaken. Der letztere Name wird allerdings von den Kirgisen selbst nie gebraucht, sondern sie nennen sich nur Kaisaken oder Kofaken. Die Kara-Kirgisen, deren Zahl auf ungefähr 300 000 geschätzt wird, leben am großen Pamir und im Tian-Schan-Gebirge. Sie scheiden sich wieder in zwei Gruppen „On“ und „Sol“, d. h. die Nechten und die Linken. Die letzteren sind Bewohner des Flachlandes und breiten sich über die weiten Steppen zwischen der unteren Wolga und dem Aral-See aus. Sie zerfallen in drei „Horde“: die große, mittlere und kleinere. Die große hat die Sibe im Osten, der Wohnsitz der mittleren in der turkestanischen Stadt Taschkent bezeichnet und die kleinere Horde hält sich nördlich davon auf. In Lebensweise, Sitten und Gebräuchen bestrebt, soweit die Kirgisen Nomaden sind, zwischen den erwähnten einzelnen Stämmen wenig Unterschiede. Bemerkenswert ist nur bei den Kirgis-Kaisaken, daß das Volk in zwei Klassen zerfällt, in Adelige und Gemeine. Die ersteren werden als „weiße Knochen“ bezeichnet, im Gegensatz zum gemeinen Volk oder den „schwarzen Knochen“. Der Reichthum der Kirgisen besteht fast ausschließlich in ihren Herden, denen sie ihre Nahrung, Kleidung, Wohnung, überhaupt alles, was sie zum Leben nötig haben, verdanken. Als Haustiere werden Kamel, Pferde, Schafe, Ziegen, Minder, Esel, Hunde gehalten; das wichtigste von ihnen ist das Kamel, das sich oft durch riesigen Körperbau auszeichnet und bei einer Tragkraft von 7 bis 8 Zentnern fast ausschließlich als Lasttier verwendet wird. Die klimatischen Verhältnisse der turkestanischen Steppen und Wüsten erlauben es nicht, daß an einer und derselben Stelle das ganze Jahr hindurch Futter und Wasser zu finden ist. Darum haben die Kirgisen besondere Weideplätze für Sommer und Winter, zwischen denen ihre Wanderungen in ununterbrochener Regelmäßigkeit stattfinden. Selbstverständlich werden im Winter die wärmsten Gegenden aufgesucht; die Kirgisen der Ebenen ziehen dann nach dem äußersten Süden ihres Verbreitungsgebietes, zu den Schilfniederungen der Flüsse und Seen am Chu-Darja. Die Berg-Kirgisen wandern für den Winter aus den Bergen in die benachbarten Ebenen. Selbst unter den günstigsten Verhältnissen ist der Winter für das Vieh der Nomaden eine Zeit der Hungersnot. Schneefall, Schneesturm und Glatteis sind die größten Feinde der Kirgisen. Wanderungen werden gemeinsam von einer Anzahl Familien unternommen, die eine Gemeinde, einen *Kul*, bilden. Jeder *Kul* hat seine bestimmten Weideplätze. Eng mit dem Nomadenleben hängen die Wohnungsverhältnisse zusammen. Das Haus des Nomaden ist das Zelt, und in den Turkdialekten ist das Wort dafür dasselbe wie für Haus. Den festen Körper des Zeltes bildet, wo Holz zu haben ist, ein Holzgerüst, das in mehreren Teile auseinander genommen werden kann. Das ganze Gerüst wird mit einem gewebten Band umgeben, das die Teile fest zusammenhält. Dann werden mehrere abgepackte weiche Filzdecken von Fingerdicke über das Gerüst gebreitet und mit Wänden und Schnüren befestigt. Nur die Türöffnung bleibt frei, sie wird durch eine viereckige Filzdecke oder durch einen schweren Teppich verschlossen, der je nach Bedarf am oberen Ende des Türrahmens zusammengerollt und roulantartig herabgelassen werden kann. Auch der Teil der Filzdecken, der über der Mitte der Dachkuppel zu liegen kommt, kann bequem zurückgeschlagen werden, um eine Oeffnung für den Rauch und für die Lüftung herzustellen. Bei großer Kälte wird eine zweite Lage von Filzdecken aufgelegt. Im Sommer werden dagegen zur Herbeiführung eines angenehmen Luftzuges die Filzdecken ringsum etwa einen Fuß hoch vom Boden aufgehoben und ein Teil des Daches wird abgedeckt. So halten die Zelte, da Filz ein schlechter Wärmeleiter ist, im Winter sehr warm und bieten auch bei der größten Sommerhitze einen erträglichen Aufenthalt. Nicht selten werden auch im Sommer an den Seitenwänden die Filzdecken durch leichte Schilfwände ersetzt. se.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**